

Annemarie Baumgartner

Vater – Kollege – Patient

Ich bin Internistin und habe 1987 die Landpraxis meines Vaters übernommen. Vor ihm waren schon seine Eltern in der gleichen Praxis als Ärzte tätig. Mein Vater war hier 38 Jahre lang Hausarzt, in einer Zeit, als das Landarztsein noch ein Rund-um-die-Uhr-Job war, man noch Wunden nähen und Hausgeburten machen durfte und Patienten erst zum Doktor gingen, wenn sie «den Kopf unter dem Arm trugen».

Seit meiner Praxisübernahme war ich zuständig für die Behandlung meiner Eltern. Ein oft heikles Unterfangen. Kollegen haben mir immer wieder davon abgeraten. Mein Vater war mir also Vater, väterlicher Kollege und Patient zugleich. Und wenn ich Zweifel äusserte, ob das richtig sei, hat er immer abgewinkt und mich gebeten, doch weiterzumachen. Mit knapp 94 Jahren ist mein Vater verstorben.

Lieber Vater. Seit wie vielen Jahren schläfst Du schon in diesem Raum? Zwei Betten je an der Wand, das Deine und Mutters. Dazwischen der Nachttisch mit den Abend- und Frühmorgenutensilien: die Kampfersalbe, mit der Dir Mutter den Rücken massiert, die Creme für die trockene Haut, die Hustentropfen, der «Striegel», damit Du am Morgen die schon immer wilden Haare zähmen kannst, das Lämpchen mit dem roten Schirm. Am Abend legst Du die Armbanduhr hin mit dem silbrigen Gliederband und dem Spezialverschluss, den ich nie zu handhaben wusste. Das Kopfende leicht hochgestellt durch ein Schrägkissen unter der Matratze. Unter dem Kopfkissen das gelismete Nachtkäppi. Und ein Baumwollnastuch.

Euer Schlafzimmer befindet sich direkt über dem meinen. Manchmal habe ich, wenn ich nicht gut schlief, Deine leicht tastenden Schritte gehört, wenn Du nachts aufmusstest. Und seit Mutter an Stöcken geht, weiss ich, wann sie aufsteht oder Essen macht. Manchmal ist ihr ein Stock zu Boden gefallen, auch dieses Geräusch kenne ich.

An diesem Morgen, einem Samstag, sehr früh, höre ich dieses schreckliche Poltern. Im Nachthemd eile ich die Treppe hoch, klopfe leise an Eure Schlafzimmertür und versuche dann, sie aufzumachen. Die Spalte reicht knapp, mich durchschlüpfen zu lassen. Du liegst am Boden und wimmerst. Ich helfe Dir auf die Beine, darf Dich kaum anfassen wegen der Schmerzen von den gebrochenen Rippen. Mühsam schleppst Du Dich an meinem Arm zum Bett, willst Dich hinlegen, schreist vor Schmerzen auf. Willst sitzen, hältst es nicht aus. Ich sitze bei Dir am Bett, wie viele Male muss ich Dir helfen, Deine Position zu verändern, damit Du es eine Weile leichter hast?

Wir haben getan, was man tut in dieser Situation: Schmerzmittel, nicht zu stark, damit Du nicht durcheinanderkommst und unsicher auf den Beinen bist; und sie müssen magenverträglich sein, weil Du vor wenigen Monaten an einer Magenblutung fast gestorben wärest. Und ein Stützgürtel, den ich aber nicht genügend spannen kann, weil es zu weh tut.

Du hast Dich nicht fallen lassen – wie immer. Mit Deinem starken Willen hast Du es zustande gebracht, morgens aufzustehen, Dich anzuziehen, zum Frühstück zu gehen. Mutter, an ihren beiden Stöcken, hat vorher den Tisch gedeckt, das Milchkrüglein zum Wärmen auf den Heizkörper gestellt. Hast dann erschöpft in Deinem Liegestuhl geruht. Am Sonntag war Besuch da, Du mochtest niemanden empfangen. Am Montagmorgen hattest Du etwas Fieber,

ich habe Dir Antibiotika gegeben. Am Abend eng beim Atmen, ich gebe Dir Kortison und bringe Dir das Inhaliergerät. Bald geht es besser. Aber immer starke Schmerzen beim Bewegen, beim Husten. Und Du musst viel husten wegen des Zenker-Divertikels. Am Dienstag freust Du Dich: «Es geht mir gut, ich konnte sogar eine Zigarre rauchen!» Du bist so zufrieden, liest halbliegend in Deinem «Everstyle» die Zeitung, begibst Dich nach dem Abendessen ins Fernsehzimmer. Aber Du gehst ungewohnt früh zu Bett. Am Mittwoch vermehrt Husten und Engegefühl, Du kannst den Schleim nicht aushusten wegen der Schmerzen. Und Du wirst immer schwächer. Ich muss die Kortisondosis erhöhen, die Frequenz der Inhalationen.

Donnerstag. Sehr früh klingelt mein Natel. Es ist Mutter, die meldet, dass es Dir nicht gut geht. Du hast starke Atemnot, und jedes Husten ist eine Qual. Du bist sehr schwach. Blass. Gibst kaum Antwort. Ich tue, was getan werden muss: Bettende höherstellen, inhalieren, Sauerstoff, Feuchtigkeit. Ich habe Glück, in meiner Sprechstunde im Spital ist erst um 10 Uhr jemand eingetragen. Du hast Durst, willst von dem trüben Most trinken, den Du so gern magst. Langsam geht es besser, erschöpft schläfst Du ein, atmest leise, der Puls ist schwach.

Es ist schwer, jetzt wegzugehen. Meine Gedanken und Gefühle jagen sich. Du bist zu schwach für einen Transport ins Spital, für all das, was Dir dort warten würde: Röntgen, Blutentnahme, Einbetten, Ausbetten, Umlagern. Und zu Hause bist Du daheim, hier bist Du ruhig. Aber auch hier wirst Du sterben, wahrscheinlich. Und wir werden nicht wissen, warum: die Schwäche? Die Ateminsuffizienz? Vielleicht etwas, das ich übersehen habe, Hyperglykämie oder eine andere Stoffwechsellage? Oder eine Blutung, die man hätte stillen können? Doch ins Spital, um nichts zu verpassen? Nein, ich könnte es nicht verantworten. Dich der Kälte und Einsamkeit der Medizin überantworten? Nein. Ich kann es nicht. Ich darf es nicht. Du hast das Recht, in Ruhe daheim zu sterben, wenn es denn Zeit ist. Also verlasse ich Dich und Mutter und meine Schwester, die beide Dich liebevoll pflegen werden, bis ich zurück bin. Ich werde versuchen, am Mittag nach Hause zu kommen.

Im Spital ist es schwer, umzustellen, doch meine Assistentin und ihr Patient müssen sorgfältig supervidiert werden. Also: Konzentration auf den Moment. Ich mache es kurz und intensiv, dann warte ich auf meinen Abklärungsfall. Die Dame taucht nicht auf, hat sich auch nirgendwo anders im Spital gemeldet. Ich rufe sie an – sie hat ein schriftliches Aufgebot für heute Nachmittag bekommen. Und das geht nicht, am Nachmittag bin ich schon für eine Fallbesprechung in Biel verabredet. Ist es Fügung, dass ich jetzt nach Hause fahren kann? Der Verkehr ist dickflüssig. Wieder rumort es in meinen Gefühlen und Gedanken. Habe ich richtig entschieden? Habe ich das Leben meines Vaters aufs Spiel gesetzt?

Ich komme an, schnell das Auto abgestellt, der Mantel fliegt aufs Geländer. Ich rase die Treppe hoch, klopfe leise und betrete das Schlafzimmer meiner Eltern. Vor kurzem habest Du noch laut gesprochen, wolltest Milch trinken. Dann ein schwerer Hustenanfall. Ich trete ans Bett. Dein Atem geht schwer und tief. Du gibst keine Antwort. Schnell Sauerstoff, Inhalation. Doch der Atem wird flacher, setzt aus, verflacht, setzt wieder aus, diesmal länger. Schluchzen schüttelt mich. «Vater wird sterben, es sind seine letzten Atem-



züge, er kann nicht mehr.» Ich streiche Dir über den Kopf, tröste Dich. Fassungslos schaue ich zu, wie Du noch ein-, zweimal einen tiefen Atemseufzer tust. Dann liegst Du still, unbewegt, nur noch Körper. Nie wieder wirst Du die Augen öffnen, mich mit Deinem forschend-kritischen Blick ansehen. Nichts ist mehr wichtig als Dein Gesicht, das sich jetzt langsam entspannt. Blass bist Du, Dein Haar ist wirr. Hinter mir meine Schwester, die mich im Rücken stützt. Neben mir meine Mutter, die nicht zu verstehen scheint. «Komm, setz Dich zu Vater», sage ich zu ihr, «setz Dich zu ihm und halte ihn, er ist gestorben.» Ich mache ihr Platz, sie setzt sich zu Dir auf den Bettrand. «Ich kann nicht leben ohne ihn», flüstert sie mit ersticker Stimme, «wenn er gestorben ist, will ich auch sterben.» Dann legt sie ihre grosse, von strenger Arbeit zeugende Hand auf die Deine und küsst Dich ganz sanft auf den Mund. So habt Ihr Euch in letzter Zeit hin und wieder verabschiedet, als ob Ihr immer damit gerechnet hättet, einander das letzte Mal zu berühren.

Lange kauere ich da. Wieder und wieder streiche ich Dir über die feuchte Stirn. Nach einer Weile legt sich die Erstarrung, ich beginne jetzt zu funktionieren. Ich weiss, was ich jetzt tun muss. Wir waschen Dich, salben Dich ein, wechseln die Bettlaken. Deine Glieder haben keinen Halt mehr. Und Du bist schwer. Ich lege Deine Hände aufeinander und wickle eine elastische Binde um Kopf und Unterkiefer. Jetzt siehst Du schön aus. So friedlich und ruhig. Und Du siehst gross und schlank aus unter dem weissen Laken – ich hatte in letzter Zeit den Eindruck, Du seist klein geworden. Und irgendwie ist jedes Alter in Deinem Gesicht.

Jetzt muss ich einen Menschen haben, der mich aus dieser Starre holt! Ich irre im Haus umher, ziellos. Bis es mich in die Praxis hinunter verschlägt: Mein Sohn hat hier Sprechstunde. Im hellen Korridor stehe ich, höre ihn mit einer Patientin sprechen. Dann kommt er am anderen Ende des Gangs herein, sieht mich stehen, sieht sofort, dass ich erstarrt bin. Verharrt seinerseits und schaut mich nur an. Ich mit brüchiger Stimme: «Vater ist gestorben.» Gehe auf ihn zu, er umarmt mich und hält mich. So, dass ich endlich weinen kann. So stehen wir eine ganze Weile. Auch er weint, Du bist ihm Grossvater und Vater gewesen.

Letzten Sommer habe ich mit Dir über das Sterben gesprochen. Und darüber, was Du Dir wünschst für nachher. Meine Geschwister haben den Wunsch, Dich zu Hause zu haben, damit alle sich in Ruhe von Dir verabschieden können. Und da ich die Maschinerie kenne, die nach dem Tod eines Menschen losgeht, muss ich mich jetzt fassen und alles einsetzen, um Deinen und Deiner Familie Wünschen nachzukommen. Zuerst drängt es mich aber, Dein und Mutters Schlafzimmer herzurichten. Ich räume den Nachttisch auf,

alle medizinischen Utensilien müssen weg. An ihre Stelle kommt eine grosse Kerze. Und auf das Laken lege ich ein paar von den violetten Krokussen.

Dein Herzschrittmacher – er muss entfernt werden. Vor wie viel Jahren haben wir uns entschlossen, ihn einzupflanzen, nach langem, bangem Abwägen: Der Kardiologe hatte Dich vor die Wahl gestellt, auch die Mitralklappe zu rekonstruieren, mit den entsprechenden Risiken. Wir haben uns für den Schrittmacher entschieden. Und wie viele Male sind wir zusammen nach Bern gereist in die Schrittmacherkontrolle? Und haben uns über das Medizinische unterhalten und auch über das andere: das Ausgeliefertsein, das Ungewisse, das Leben- und Sterbenwollen. Deine Bedenken, wegen des Schrittmachers einmal nicht sterben zu können. Deine Angst, einmal abhängig, pflegebedürftig zu werden. Und die letzten drei Mal Dein banges Fragen: Wie lange hält die Schrittmacherbatterie noch? Der Herzschrittmacher muss jetzt also entfernt werden. Wegen des Kremationsofens. Ich habe das oft getan während meiner Praxiszeit. Aber kann ich das bei meinem Vater? Wer sonst sollte es tun? Einen Fremden an seinen Körper lassen? Nein, ich muss es tun, es ist mein letzter ärztlicher Dienst an meinem Vater als Patient. Ich suche mir also in der Praxis das Werkzeug zusammen. Vor dem Schneiden streiche ich Dir über den Kopf: «Es wird Dir nicht weh tun.» Der Schrittmacher ist gut fixiert, ich muss ihn herausoperieren. Das Herausziehen der Elektroden empfinde ich als reissenden Schmerz in meinem eigenen Herzen. Ich nähe die Wunde und decke sie mit dem Pflaster, ziehe das Hemd darüber, wasche den Blutfleck weg. Streiche Dir über den Kopf. Dann die Administration: Organisation einer Kühlmatratze, Totenschein, Krematorium, Pfarrer, Todesanzeige, Druckerei, Zeitungen, Meldung auf dem Zivilstandsamt, Bestellung von Sarg und Urne, Bestellung des Gospelchors für den Trauergottesdienst. Schreck und Ärger auf dem Zivilstandsamt: Der Staat verbietet, dass eine enge Angehörige den Tod feststellt, also muss ein «richtiger» Arzt her, um zu unterschreiben. Zum Glück habe ich einen befreundeten Kollegen, der auch Dich gekannt hat. Er kommt über Mittag, ruhig, und sitzt eine lange Weile mit Mutter an Deinem Bett, und dieses Gespräch hilft ihr, sich zu fassen.

Meine Schwester begleitet Mutter, man muss die anderen informieren. Alle Geschwister kommen, sobald es ihnen möglich ist. Die folgende Zeit ist eine ruhige: Die Kerze brennt neben Dir. Mein Sohn hat leise Musik eingerichtet, und immer wieder sitze ich oder jemand von der Familie an Deinem Bett, und wir schauen Dich an. Das Licht flackert, es scheint, als würde Deine Brust sich heben, als würdest Du gleich die Augen öffnen und erwachen.

Am Sonntag bestelle ich den Bestatter, er geht auf unsere Wünsche ein, zieht sich zurück, als Du im Sarg vor dem Haus liegst, ein letztes Mal beschienen von der Abendsonne. Mutter legt Dir eine Rose auf die Brust, jede Deiner Töchter legt einen letzten Gruss in den Sarg. Auf ein Zeichen hin legen die Bestattungsmänner den Deckel auf den Sarg und schrauben ihn fest. Im leise summenden grauen Mercedes wirst Du weggefahren. Für immer.

Korrespondenz:

Dr. med. Annemarie Baumgartner
Innere Medizin FMH
Gotthelfstrasse 1
3432 Lützelflüh
annemariebaumgartner[at]hin.ch